Familienblätter
Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 4. Posen, den 24. Januar. 1892.

Das Landkind in der Residenz.

Eine lustige Geschichte von Mariane Sell. (Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Aber die Jugend pflegt nicht lange zu trauern; der ersehnte Frost hatte sich eingestellt, und auf der glatten Eisfläche glitt sie gewandt dahin mit hochgerötheten Wangen, strahlend vor Lust, und auch in das Stillleben der Tante brachten allerlei Einladungen etwas Abwechselung. Für die großen Kaffeegesellschaften konnte sich Hedwig nicht begeistern — sie fand sie unaussprechlich langweilig und eintönig. — Dieselben Menschen, die gleichen Gespräche, die nämlichen Torten! Aber sehr gern begleitete sie die Tante zu deren vertrautesten Bekannten, Frau Doktor Forster. Sie war so lieb und freundlich gegen sie — wie eine Mutter, und ihre Tochter Marie nahm sich ihrer in der liebenswürdigsten Weise an. Sie war nicht mehr in der ersten Jugendblüthe, aber nahm noch gern an den Freuden junger Leute Theil und hatte Verständniß für ihre Anschauungen und Kümmernisse. Sie war klug, belesen und erfahren im guten Ton der feinsten Gesellschaft — ihr Umgang konnte nur fördernd für das Landkind sein. Im Kreise der Forsterschen Familie wurde viel von Politik gesprochen — ein Ding, von dem Hedwig rein gar nichts verstand. Mutter und Tochter waren eifrige Zeitungsleser, und Tante Bertram nicht minder; leider schöpften sie ihre Nachrichten aus Blättern von entgegengesetzten Parteirichtungen, und so kam es nicht selten zu Wortkämpfen. — Jeder Theil behauptete mit Hartnäckigkeit seine Ansicht, und die unerfahrene Hedwig gewann jedesmal den Eindruck, als hätten beide Theile Recht.

Marie Forster hatte das Glück gehabt, in Berlin einer Reichstagssitzung beizuwohnen, bei welcher der große Kanzler das Wort ergriffen, sie hatte mit einem berühmten Afrikareisenden zu Mittag gespeist, und ihre Brüder dienten in der Armee. Infolge dessen galt ihr Urtheil über hohe Politik, Colonialbestrebungen und Militärvorlagen als unanfechtbar, während Frau Bertram, gestützt auf ihre Beziehungen zu Handelskreisen, in Geldangelegenheiten siegreich das Feld behauptete. So kehrte denn nach heißem Gefecht die Unterhaltung in friedlichere Bahnen zurück — überzeugt hatte keine die andere.

Marie hatte sich gefälligst erboten, Hedwig mit den Kunstschätzen der Residenz bekannt zu machen, und Frau Bertram war darüber sehr erfreut. Da wanderten nun die Beiden dem berühmten Museum zu, und Hedwig benutzte die günstige Gelegenheit, sie nach ihrem Lieutenant zu befragen, abermals ohne Erfolg.

„Es giebt einen Hofrath Anderssen", belehrte Fräulein Marie, „ein renommirter Zahnarzt; aber sein Sohn ist nicht Offizier, sondern hat den Beruf seines Vaters ergriffen."

Da stand nun die einfache Hedwig Bertram vor den großen Meisterwerken, die unvergleichliche Künstler geschaffen, und staunte! Wie war's nur möglich, alle Regungen der menschlichen Seele, Freude, Schmerz, Begeisterung und Verzweiflung so unzweifelhaft auszudrücken? Wer lehrte den großen Raphael die Himmelskönigin mit dem süßen Antlitz malen, die, umgeben von Engelschaaren, so hoheitsvoll über den Wolken schwebt? Auch die wunderbaren Augen des in ihren Armen ruhenden Knaben, die nichts Irdisches zu sehen scheinen, sondern tief in unergründliche Geheimnisse blicken!

Seit Jahrhunderten staunten die Menschen die Gebilde an, die der unübertreffliche Künstler auf die Leinwand gezaubert — und wer weiß, ob es je wieder Seinesgleichen geben würde!

Aber wer könnte in der übergroßen Fülle von Meisterwerken Alles mit einem Male übersehen? Nur Einzelnes prägte sich dem jungen Mädchen besonders in das Gedächtniß ein: der ländliche Brautzug, der so fröhlich durch den frühlingsgrünen Wald zur kleinen Dorfkirche schreitet, der schelmisch lächelnde Amor, der seinen Pfeil schleift.

Auch sie hatte Unterricht im Zeichnen genossen, sogar einst eine Windmühle mit Wasserfarben gemalt, und die erfreuten Eltern hatten dem Kunstwerk, in schönen Rahmen gefaßt, einen Ehrenplatz eingeräumt; aber als sie verwirrt und bestürzt von ihrer ersten Kunstreise zur Tante zurückkehrte, hatte sie den unerschütterlichen Entschluß gefaßt:

„Wenn ich wieder in Osterfeld bin, stecke ich die Windmühle in's Feuer!"

V.

In Königsschlössern.

Heute war ein außerordentlicher Tag für Hedwig. Tante Bertram wollte den Plan, sie zum ersten Male in's Theater zu führen, wahr machen; daß sie einst im Puppentheater Genovefa und Schneewittchen gesehen, konnte man unmöglich als Kunstgenuß gelten lassen.

„Bitte, bitte, Herzenstante, etwas Trauriges", hatte sie gefleht, und so war „Maria Stuart" gewählt worden.

Schon die Foyers entzückten sie. Die großartigen Treppen, die Säulen und Balustraden von dunklem Marmor, die herrlichen Wand- und Deckengemälde, die Spiegel, die vergoldeten

Kron- und Wandleuchter. Und erst die Pracht im Innern! Die von hohem Baldachin überdachte Königsloge, die rothsammtnen Lehnstühle, der herrliche Vorhang, geputzte Damen, eine vom Orchester meisterhaft vorgetragene Ouverture — es war zu viel des Guten! Aber da hebt sich der Vorhang, und in diesem Augenblick ist für Hedwig die ganze übrige Welt versunken; sie ist im englischen Schlosse Fotheringhay und verfolgt mit wachsender Spannung die Schicksale der unglücklichen Königin von Schottland. Wie herzergreifend klingen ihre Klagen, ihr Sehnen nach Freiheit, von beredtem Frauenmund vorgetragen! Das ist freilich etwas anderes, als wenn man die Worte im stillen Stübchen oder im Wipfel des Birnbaums liest! Wie zittert sie bei der Zusammenkunft der beiden Königinnen.

„Nimm Dich in Acht!" will sie rufen, „reize sie nicht! Du bist in ihrer Gewalt!" aber ein strenger Blick der Tante hält sie noch rechtzeitig zurück. Indeß — als sich das Netz immer dichter und dichter über die schöne Frau zusammengezogen, als der edle Mortimer für sie in den Tod gegangen, als der wankelmüthige Leicester die unglückliche Maria schnöde verlassen, da flossen Hedwig's Thränen stromweise — ihr wollte das Herz brechen!

„Wir gehen", drohte die Tante. „Du erregst Aufsehen!" Aber ihr Nachbar, ein alter Herr, legte für sie ein gutes Wort ein!

„Lassen Sie doch das Fräulein weinen", bat er, „sie ist so glücklich dabei! Es thut wohl, in unserer blasirten Zeit jemand zu sehen, den fremdes Leid so tief bewegt, und dem die Bretter da oben wirklich die Welt bedeuten! O selig, ein Kind noch zu sein!"

So durfte sie bleiben, und ihr Thränenvorrath war beinahe versiegt, als man die schottische Königin zum Blutgerüst führte. So hatte sie noch nie geweint! Daß Elisabeth von allen Getreuen verlassen, daß der Lord zu Schiff nach Frankreich, konnte sie unmöglich als genügende Strafe für die grausame Königin annehmen, und auch das Wiedererscheinen der soeben hinter den Coulissen enthaupteten Maria Stuart, die von dem Beifall jubelnden Publikum Lorbeerkränze und Blumenkörbe in Empfang nahm, vermochte sie nicht zu trösten.

„Einmal und nicht wieder", grollte die Tante, „ich kann's vor Deinen Eltern nicht verantworten, Dich einer solchen Aufregung auszusetzen!"

„Ach, Tante Bertram, es war wunder—wunderschön!"

War aber Hedwig nur in ihrer Phantasie im englischen Königsschloß gewesen, so sollte sie jetzt auch in Wirklichkeit ein Schloß schauen, und sie berichtete hoch beglückt darüber an ihre Eltern:

„Das habt Ihr wohl nicht geglaubt, liebste Eltern, daß eure Hedwig, das Landkind, bis in die Paradesäle des Residenzschlosses dringen würde? Mir selbst ist es jetzt noch wie ein Traum! Wie sollte es meiner ungeübten Feder gelingen, Euch zu schildern, was ich Schönes, Herrliches gesehen! Nehmt den guten Willen für die That; mündlich will ich's Euch ausführlicher erzählen.

So einfach und nüchtern das Schloß von außen erscheint, so geschmackvoll, gediegen ist es im Innern ausgestattet. Was kunstsinnige Fürsten in Jahrhunderten zusammengetragen, ist zur Freude des heutigen Geschlechts aufgestellt. Den Thronsaal zeigte man mir, wo der Landesfürst am Neujahrstag die Glückwünsche der Diener seines Staates entgegenzunehmen pflegt, wo er die Landesvertretung empfängt. Den Bankettsaal, wo er hohe fürstliche Gäste und seine Landeskinder an festlich geschmückten Tafeln bewirthet. Von der Hand eines berühmten Künstlers sind die Wände mit kostbaren Fresken geschmückt.

Gesetzgeber, berühmte Männer aller Zeiten und Völker auf der einen, allegorische Gruppen, die die Thätigkeit der Menschen in den verschiedenen Ständen darstellen, auf der anderen Seite; und dazwischen an Decke, Fußboden und Thüren unvergleichlich schönes Eichenholzgetäfel. Nun kamen wir in das runde Thurmzimmer. Marmor, Spiegelscheiben und Porzellan, wohin man sieht. Hier sind hundert und aberhundert Gefäße aus chinesischem, japanischem und unserem heimischen Meißener Porzellan aufgestellt, die einen unschätzbaren Werth besitzen. Vasen, Schalen, Teller, Tassen, allerlei Thierfiguren, Gruppen, bald riesig groß, bald unendlich zierlich. Stundenlang könnte man zubringen, wollte man jedes Einzelne in Augenschein nehmen. Und wenn zwischen den Blumengewinden des Meißener Kronleuchters und auf den hohen silbernen Kandelabern, die im Kreise umherstehen, Lichter erglänzen, so muß es märchenhaft schön sein! Aber das Prächtigste war uns noch vorbehalten: der weiße Ballsaal. Auch hier kostbare Wandgemälde, die schönen Künste: Tanz, Malerei, Musik, und Leben und Thaten Alexanders des Großen darstellend. Ihr glaubt nun sicherlich, eure Hedwig hegte den sehnlichen Wunsch, auf einer Estrade dem bunten Gewühle eines Hofballes zuzuschauen oder im Arme eines flotten Tänzers über das glatte Parquet zu fliegen?

Ei, warum nicht! schön muß es schon sein, aber soweit haben sich meine Gedanken noch nicht verstiegen, nur den Wunsch hegte ich: anstatt im kalten, nüchternen Tageslichte am Abende, wenn Tausende von Lichtern auf den kristallenen Kronleuchtern funkeln und sich in den hohen Spiegelwänden wiederholen, die schönen Räume betreten zu dürfen. Und siehe da, er ist mir erfüllt worden! Wie und von wem? das sollt Ihr mündlich von mir erfahren — genug, wie die Landmaus in der alten Fabel, die ihre Freundin, die Stadtmaus zu besuchen kommt, und von ihr heimlich in die Speisekammer eines Reichen geführt wird, so hat man mir verstohlen nie gesehene Pracht gezeigt, und flüchtig bin ich wie die kleine Maus entwichen, als Entdeckung drohte. Wie schön es am Morgen gewesen war — jetzt nahm sich's noch viel prächtiger aus! Die Fenster verhüllten schwere seidene und duftige Spitzengardinen, und allüberall waren Gruppen von seltenen Blattpflanzen und Palmen aufgestellt. Dort leuchteten weiße und rothe Camelien im dunklen Laub, und hier breiteten sich Beete von Hyacinthen und Maiglöckchen aus, umrahmt von Crocus und Tulpen. Aber auch für materielle Genüsse war gesorgt, die Kunst der Köche in poetische Form gekleidet. Große Braten: Hirsch, Reh, wildes Schwein, Fasanen, Rebhühner, Birkhühner, waren verlockend um die Nachbildung eines königlichen Jagdschlosses aufgebaut. Dort thronte ein Neptun mit seinem Dreizack auf einem Felsen, umgeben von Austern, Hummern, Seekrebsen und allerlei Muscheln, und in durchsichtigem Gallert ringelten sich Fische: rothgesprenkelte Forellen, Lachs, Hechte, Schleien, als wären sie noch am Leben und freuten sich ihres heimischen Elementes. Daß auch den Durstigen Erquickung winkte, zeigten die Flaschenbatterieen, die man auf den Schänktischen aufgebaut, und überall glänzten und funkelten auf Buffets und Stellagen die kostbarsten Gefäße, die man der Silberkammer entnommen: Schwenkkessel, Schüsseln, Teller, Pokale, Kannen, Krüge aus getriebenem Edelmetall mit vergoldeten Zierrathen; Becher wie Muscheln geformt, Gläser aus Rubinglas und Bergkristall. Aber auch die Damen waren bedacht; hier lockten Süßigkeiten, aus der geschickten Hand des Conditors hervorgegangen: Crêmes, Gelées, Zuckerwaaren, die reichen Tafelauffätze mit Ananas und seltenen Südfrüchten gekrönt. Noch vieles hätte es zu bewundern gegeben, aber schon haben die Musiker auf dem Orchester Platz genommen, auf den Treppen und Corridors sind die Lakaien in ihren Galalivréen aufgestellt; schon klirren Sporen, rauschen Damenschleppen — es ist die höchste Zeit, daß die kleine Landmaus verschwindet und in ihr Stübchen in der Kastanienstraße zurückkehrt: aber nicht mißmuthig oder unzufrieden, sondern froh, daß es ihr vergönnt gewesen, einen Blick in eine andere Welt zu thun."

VI.

Es ist im Leben häßlich eingerichtet,
Daß bei den Rosen gleich die Dornen steh'n.

So hat einst der Trompeter von Säkkingen geklagt, und auch Hedwig Bertram wurde diese Erfahrung nicht erspart. In Königsschlössern hatte sie geschwärmt, und jetzt saß sie in ihrem Stübchen und jammerte: sie hatte Zahnschmerzen und zwar zum ersten Mal in ihrem jungen Leben! Sie trug diese Heimsuchung nicht grade mit musterhafter Geduld.

Solche Schmerzen, wie sie, hatte noch Niemand zu erdulden gehabt! Nein, wie das nagte und bohrte, zog und riß! Die Tante hatte vom Zahnarzt gesprochen, aber Hedwig erzählte ihr, daß ihr Vater eine unüberwindliche Abneigung

gegen die Mitglieder dieses Zweiges der Medicin hege, und es seiner Familie zur Pflicht gemacht, nie die Hilfe eines solchen Menschen in Anspruch zu nehmen. Ihm hatte einer in seiner Jugend ganz entsetzlich mitgespielt! Dreimal angesetzt und den Zahn doch nicht herausgebracht; nur die Krone abgebrochen und die Kinnlade gesprengt, sodaß er namenlose Schmerzen erduldet!

„Das wird ein unwissender Dorfbader gewesen sein", belehrte die Tante, „hier in der Residenz haben wir vorzügliche Zahnärzte."

Aber Hedwig blieb unerschütterlich: Sie ging zu keinem!

„Meinetwegen", sagte die Tante ärgerlich, „ich habe die Schmerzen nicht!"

Mittlerweile wurde mit Hausmitteln gegen den Feind zu Felde gezogen: Wärme und Kälte, Senfspiritus und spanische Fliegen — umsonst!

Auch Minna wollte ihr Scherflein beitragen und holte ihre Tante herbei, die durch's „Besprechen" schon große Erfolge erziehlt haben sollte. Der Mond war im günstigsten Stande: Hedwig versicherte heilig, daß sie fest daran glaube, man hatte das nothwendige tiefe Stillschweigen bei der Procedur beobachtet — aber die Zahnschmerzen ließen sich dadurch nicht irre machen und tobten immer ärger!

Als aber Hewig eines Nachts wie ein Geist vor dem Bette der Tante erschien und schluchzend beteuerte, sie könne es nicht mehr aushalten, da war deren Langmuth erschöpft.

„Jetzt habe ich das Lamentiren satt! Morgen führe ich Dich zum Herrn Hofrath Anderssen; ich bin mir das selbst schuldig!"

Zitternd und zagend, wie ein Verbrecher, der zum Richtplatz geführt wird, betrat Hedwig die elegante Wohnung des Arztes; ein betreßter Diener führte die Damen in den Salon, wo bereits mehrere Patienten warteten — einige lasen, andere unterhielten sich. Hedwig wäre Beides unmöglich gewesen, sie verging fast vor Angst.

Endlich kam sie auch an die Reihe. Der Herr Hofrath Anderssen, ein alter, freundlicher Herr, begrüßte Frau Bertram verbindlich. „Nun, was führt Sie denn heute zu mir? Die junge Dame hat Zahnschmerzen — nun, dem wollen wir schon beikommen! Sie sind doch nicht ängstlich, mein Fräulein? Ei, ei, bei uns geht es nicht um den Kopf! Nur ein wenig Kurage, aha, da ist ja der Bösewicht!"

„Werden Sie ihn herausnehmen?" fragte Hedwig bebend.

„Bewahre, es wäre schade um ihn, er kann noch lange seine Dienste thun. Aber plombirt muß er werden."

Hedwig athmete auf. Das konnte unmöglich so schlimm sein, aber ihr Muth sank wieder, als der Hofrath vom „Nerv tödten" sprach.

(Fortsetzung folgt.)

Süße Stunden.

Humoreske von Lion-Clausius (Gräfin Marta Freddi).

Da war sie wieder!

Ja, ganz sicher hatte er sie hinter den Blumen am Fenster bemerkt; und in Hut und Mantel war sie gewesen — wollle also ausgehen.

Jetzt näherte sich auch eine ältere Dame, die Frau Majorin selber, dem andern Fenster der Wohnung und nahm den Schlüsselkorb mit dem rothen Band am Henkel vom Arbeitstischchen fort — untrügliches Zeichen, daß er vor einem gemeinsamen Ausgange von Mutter und Tochter verschlossen werden sollte.

Die Bürste vom Schrank langen, den Ueberzieher mit einer Maßregelung erster Klasse bedenken und die besten Handschuhe über die Hände streifen war für unsern Beobachter das Werk eines Augenblicks; noch ehe die Damen sich aus ihren vier Pfählen losgelöst hatten, stand er schon, in den Anblick einer Stiefelreihe versunken, vor dem Schaufenster seines Hauswirths.

„Heute oder nie", dachte er. Es war Kamillas Geburtstag; die achtzehn Lichtchen hatten Morgens auf dem Tisch vor dem Sopha in der Wohnstube gestrahlt, daß man sie bis drüben sehen konnte, und das herzige Mädchen hatte so verheißungsvoll gelächelt, als sie an das Fenster trat und den ehrerbietigen Gruß des jungen Mannes entgegennahm, daß kein Zweifel sein konnte: Kamilla hatte ihn bemerkt, endlich wohlwollend bemerkt, und es schwebte ein Ereigniß für ihn in der Luft. Wie, wenn sie eine Gelegenheit herbeizuführen gedacht, bei der er sich bei der Mama vorstellen könnte!

So sicher Walter Bertrand, der brave Provinziale, nach allem, was er gehört und gesehen hatte, auch war, sich dem Mädchen mit den „ernstesten Absichten" zu nähern, so unruhig schlug ihm doch wiederum das Herz bei dem Gedanken, daß es hier galt, einen „günstigen Moment" abzupassen.

Die sogenannten günstigen Momente waren bis jetzt sehr verhängnißvoll für ihn gewesen und hatten nur dazu gedient, ihm hinterher den ungemessensten Aerger zu bereiten. Im gegebenen Punkt ließ er sie stets unbenutzt vorüberziehen. Ohne nur im entferntesten kurz von Verstand oder plump zu sein, fehlte ihm doch die Gewandtheit des Entschlusses, und so gering dieser Umstand auf den ersten Blick erscheint, ihm waren schon arge Täuschungen und selbst falsche Deutung seiner Handlungsweise daraus erwachsen.

„Den Moment erfassen," sagte er jetzt leise vor sich hin — da öffnete sich die Hausthür drüben; die beiden Damen erschienen und gingen die Straßen hinab.

Wie niedlich sah sie wieder aus! und doch wußte sich der junge Mann, der, auf dem Gut seiner Mutter in Ostpreußeu erzogen, wenig von der Welt gesehen hatte, kaum Rechenschaft zu geben über das „Warum" dieser Niedlichkeit. Er hatte auch kein Auge dafür, daß ein frisches graues Schleierchen den runden Sammethut umwehte und mit den krausen braunen Löckchen hinten am Halse das hübscheste Ensemble bot. Auf Damenkleider verstand er sich nun gar nicht; daß alles aber gerade so und nicht anders sein mußte, um über alle Beschreibung geschmackvoll, einfach und elegant auszusehen, darauf hätte er schwören mögen.

Und nun zu denken, daß heute ihr Geburtstag und er gezwungen war, sich auch der leisesten Huldigung zu enthalten! wenn nicht aus andern Gründen, schon deshalb, weil er, der sonst mit dem nervus rerum stets reichlich versehen war, heute, am letzten des Monats, völlig abgebrannt einherging. Zwanzig Pfennige, die melancholisch in einem Winkel seines Portemonnaies schlummerten, bildeten gegenwärtig seine einzige Barschaft.

Ihr direkt eine Huldigung darzubringen, das hätte er natürlich nicht gewagt; aber wenn er, sofort nach Kenntnißnahme der Geburtstagsblumen und Lichter drüben, vor dem eignen Fenster ein sinniges Bouquet aufgepflanzt hätte, recht in der Schußlinie und als Aussichtspunkt für sie, das wäre doch sehr zart gewesen, und sie hätte es gewiß verstanden!

Aber nein, Pech und abermals Pech! Kommt heute, gerade wie er nur zwei Häuser weiter beim Coiffeur sitzt, zum zweiten Mal der Geldbriefträger, ohne ihn zu Hause zu finden, und die sehnlichst erwartete Sendung verzögert sich abermals.

Natürlich, der Goldonkel weiß, daß bei dieser Gelegenheit ein gutes Trinkgeld für ihn abgefallen wäre — das hat man von seiner Gutmüthigkeit! — will wieder vorkommen, — wer weiß, wann?

Die Damen waren, während Walter Bertrand diesen Betrachtungen nachhing, die Straße hinabgegangen und traten jetzt rechts in einen Laden oder vielmehr in eine Konditorei. Das geschah auf Wunsch Kamillas, ganz gewiß! Wer weiß, ob sie nicht eine ihm günstige Absicht damit verband?

Als Herr Walter ihrem Beispiel folgte und mit geschäftsmäßiger Eile die Thürflügel der Konditorei hinter sich schloß, saßen die beiden Damen schon auf dem traditionellen rothen kleinen Sammetsopha und waren dabei, zu bestellen.

„Ah, mam trinkt Geburtstagschokolade", sagte sich der junge Mann, „wer da bei fröhlichem Plaudern und Lachen mittrinken könnte!"

Aber ein bitterer Seufzer schloß sich alsbald diesem Wunsche an: er war ja augenblicklich so pauvre, daß er nicht einmal eine Tasse Chokolade bezahlen konnte.

„Tasse Kaffee," befahl er ergrimmt.

Den beiden Damen drüben schien das Geburtstagsgetränk ganz vorzüglich zu munden. Kamillas schöne braune Augen leuchteten vor guter Laune und Vergnügen, während sie mit der Mutter scherzte und ihr die appetitlichsten Stückchen Gebäck anpries. Dabei streifte ihr Blick von Zeit zu Zeit unsern Walter, ohne Koketterie, aber mit so natürlichem, freundlichem Interesse, daß ihm das Blut vor Freude bis in die Schläfe hinaufstieg. Es war heute zum ersten Mal, daß er dem liebenswürdigen Mädchen so im selben Raume gegenüber saß und ihre symphathische Stimme im Gespräch hörte. Nur im Gesang war sie zuweilen zu ihm hinübergeklungen, und er hatte nie versäumt, dann, trotz starrer Winterkälte, die Fenster zu öffnen und zu lauschen.

Jetzt schien das frohe kleine Mahl drüben beendet; die Damen entfernten sorgfältig einige Krümchen aus den Winterkleidern, und die Frau Majorin öffnete mit einer gewissen gesetzten Wichtigkeit ein juchtenledernes Handtäschchen, das Kamilla ihr diensteifrig hinüber reichte.

Was hatte das Mädchen nur? so einen Schelmenblick würde ihr Walter nicht zugetraut haben.

In dem Gesicht der alten Dame malt sich ein betroffener, fragender Ausdruck; dann richtet sie einen sanft vorwurfsvollen Blick auf Fräulein Kamilla; die in die Tasche gesenkte Hand zieht sich leer wieder daraus zurück. Ein halblautes Zwiegespräch entspinnt sich zwischen Mutter und Tochter.

Es scheint, daß Kamilla einen Vorschlag macht, und — barmherziger Himmel! sie schauen auf ihn, auf ihn mit seinen zwanzig Pfennigen in der Tasche! Alle guten Geister, präsentiert's Gewehr! jetzt gilt es, das Richtige zu thun und den rechten Augenblick nicht zu verpassen.

Doch nein, energisches Kopfschütteln von Seiten der Frau Majorin.

In demselben Augenblick erscheint der Kellner, ein mageres Individuum mit röthlichen Haaren und unverschämtem Gesicht, und postiert sich nahe dem Tischchen der Damen. Kein Zweifel, er erwartet den Ausgleich des kleinen Kontos.

Ein Blick auf die Physiognomie des Kellners hat der Frau Majorin ihre ruhige Würde, wenigstens äußerlich, zurückgegeben; sie nimmt ein Zeitungsblatt zur Hand, lehnt sich kühl in die Sophaecke zurück, und der dienstbare Geist verschwindet.

In ihren sanften Zügen malt sich der Kampf mit einem Entschluß; aber nur für eine kurze Minute. Der Ausdruck biederer Gutherzigkeit und Liebenswürdigkeit auf dem Antlitz Herrn Walters hat sie besiegt.

„Höchst fatal, ich habe das Geldtäschchen nicht bei mir“, sagte sie mit etwas erhöhter, von nervöser Erregung zitternder Stimme.

Das war ein Signalschuß! komme, was kommen mag, er darf nicht überhört werden.

Herr Walter hat sich erhoben, nachdem er sein Kärtchen aus dem schlanken Portefeuille genommen, er geht festen Schrittes auf die Damen zu, und stellt sich als Nachbar vor, indem er bittet, die Regelung ihrer kleinen Schuld unter diesen Verhältnissen übernehmen zu dürfen. Kamillas Mutter nennt ihren Namen, dem jungen Mann nicht eben unbekannt, und beide Damen verlassen, von ihm bis zur Thür geleitet, das Lokal.

Als sich Herr Walter wieder zurückwendet in den Saal, stellt sich ihm der Kellner entgegen: „die Herrschaften hatten 1 Mark 40 Pfennig zu begleichen.“

„Weiß ich — wird berichtigt,“ und er setzt sich, äußerlich ruhig, innen vom Sturm bewegt, in seine Ecke und sinnt, ganz hingerissen von dem Gefühl, ihr nun kein Fremder mehr zu sein und sich jeden freundlichen Blick, jedes unbedeutende Wort von ihr zurückrufend.

Dann aber beginnt er die Gegenwart in's Auge zu fassen und gesteht sich, daß ihn dieselbe arg zu genieren anfängt.

Als vernünftiges Auskunftmittel kommt ihm der Gedanke, seine Uhr hier als Pfand zu lassen, aber schnell verwirft er den Plan.

„Morgen gehen wir hier mit Fanny her, nicht wahr Mamachen?“ hat er Kamilla sagen hören, und die Idee, daß bei solcher oder ähnlicher Gelegenheit seine heutige Lage zur Kenntniß der Damen kommen könnte, treibt ihm die Röthe bis unter die Haarwurzeln.

Er glaubt zu bemerken, daß ihn der schreckliche Kellner scharf im Auge behält.

„Eine Tasse Chokolade“, herrscht Herr Walter ihn an, ohne recht zu wissen, was er sagt. Süße Dinge sind für gewöhnlich seine Liebhaberei nicht; aber heute scheint es geboten, um der guten Sache willen eine Ausnahme zu machen.

Er setzte sich an's Fenster: „Es wird ja wohl dieser oder jener Bekannte vorübergehen!“

Die Tasse Chokolade ist getrunken und verschiedene Bisquits hineingetaucht — er hat sich noch in seinem Glück gesonnt und kommt dabei immer wieder zu dem Schluß: er habe nicht anders handeln können — aber was nun? Keine ihm bekannte Seele kommt die belebte Straße herunter, und die Lage wird mit jedem Augenblick peinlicher. Eine Masse Besucher sind während dessen aus- und eingegangen; der Kellner hält sich mit Vorliebe in seiner Nähe auf; Walter hat sich auch bereits Schreibmaterial geben lassen und den denkbar konfusesten Brief an seine gute Mutter gerichtet — mit einem Blick stets auf der Straße, mit dem andern auf dem Papier — doch kein rettender Engel erscheint. Statt seiner der Kellner, der mit besonderer Umständlichkeit das Chokoladenservice abräumt und sich bei der Krümelpolitur unnöthig lange aufhält.

„Der Herr erwartet hier Jemanden?“

„Ein Stück Obsttorte.“

Der Kerl ist hiermit wenigstens abgewinkt; aber wie soll sich Walter jetzt noch mit Obsttorte befreunden! Der süße Geruch der Konditorei dringt ihm bereits in alle Poren, erschlafft die Nerven und verursacht ihm ein Gefühl des Unbehagens.

Die Obsttorte ist noch warm — für jetzt ungenießbar. Doch um so besser, er ist genöthigt, noch zu warten.

Und er sitzt während einer Viertelstunde vor der warmen Obsttorte, die ihm ihren aufdringlichen Duft in die Nase sendet, überliest nochmals die ausgelegten, fliegenden und liegenden Blätter und schaut die Straße hinab, ohne mit all seinem Sehnen eine einzige befreundete Seele in seinen Bannkreis zu ziehen.

Noch hielt er den starren Blick melancholisch auf die Straße geheftet, als, von ihm unbeachtet, zwei lange, dünne Beine und ein Plaid näher und näher kamen. Herr Walter schreckt aus seinen Sinnen auf:

„Halt, das ist Schmalert, hurrah, jetzt sind wir gerettet!“ und mit einem Satz, ohne nur nach seinem Hut zu greifen, steht er an der Thür und schüttelt dem Gerufenen die Hände. Schmalert ist über den enthusiastischen Empfang einigermaßen verblüfft, läßt ihn sich aber gern gefallen.

„Komme ja schon, ih natürlich, na versteht sich! Aeußerst gemüthlich hier übrigens, draußen eine Hundekälte — aber sag mal, was ist Dir? was hast Du? Du siehst ja ganz merkwürdig aus.“

„Vorläufig iß mal hier ein Stück Torte; . . . . wie? wenn es mir gleich ist, Nußtorte? . . Natürlich! Kellner, ein Stück Nußtorte für den Herrn! Nur, wenn ich Dir Gesellschaft leiste? Sei's drum, obgleich . . . Nein, Schmalert, es geht nicht, geht absolut nicht. Du weißt nicht, was Du thust, wenn Du mir das zumuthest.“

„Nußtorte ist famos, Walter; thust Unrecht, nicht mitzuhalten. Muß Dir nämlich sagen, daß mir Deine Einladung äußerst erwünscht kam — heut der Einunddreißigste — habe gerade noch ein einziges Fünfpfennigstück in der Tasche. Weiß nicht, was das ist, daß mein Wechsel nicht ankommt — Kellner, noch ein Stück Nußtorte, Du entschuldigst Walter.„

Walter achtete sehr wenig mehr auf den Appetit des langen, blonden Studenten, der da neben ihm mit wahrem Vergnügen in den süßen Freuden der Konditorei schwelgte.

„Das nenne ich Pech“, murmelte er ingrimmig unter seinem Schnurrbärtchen hervor.

„Höre Schmalert“, sagte er endlich nach einer Pause der Ueberlegung „meine Stiefel drücken mich unangenehm an einer Stelle, die ich ganz allein weiß, die mir aber darum jedoch nicht weniger weh thut: und doch habe ich von hier aus noch mehrere Wege zu machen Nun ist aber der Geldbriefbote schon zweimal in meiner Wohnung gewesen, ohne mich anzutreffen. Thu' mir den Gefallen, geh' hin und fange ihn ab. Sage ihm, daß ich ihm ein gutes Trinkgeld verabreichen würde, wenn er mich hier aufsuchte — er kennt mich ja persönlich. Wenn Du's dann willst, kann ich Dir bei der Gelegenheit auch aushelfen. Willst Du?“

„Ih natürlich, na versteht sich, Walter, Du bist famos! Ich gehe schon. Aber weißt Du, ich rathe Dir, nur immer ganz bequeme Stiefel zu tragen, besonders bei Deiner Nachbarschaft; Dein Hausdrache ist Schuster, denke ich. Du leidest ganz entschieden unter solchem Druck, das ist unverkennbar. Du scheinst mir zu den Naturen zu gehören, „die klare Verhältnisse und weite Stiebel brauchen,“ wie mein Alter sich auszudrücken pflegt. — Nußtorte war famos; komme gleich wieder mit dem Bringer der Freuden, ih natürlich, na versteht sich . . .“ und Schmalert schwenkte schon zur Thür hinaus.

„Es sind eben wunderschöne Windbeutel gekommen, meldete das dienstbeflissene rothhaarige Individuum. „Der Herr scheinen mir Liebhaber . . .“

„Meinetwegen denn . . .“

Etwas mußte Walter ja doch noch genießen, und so mochten es auch Windbeutel sein; die Zweideutigkeit des Ausdrucks „Liebhaber“ berührte ihn nicht unangenehm. Es handelte sich ja jetzt, wenn Alles gut ging, um den letzten Sturm der „süßen Stunden“ — dann aber ein für allemal genug von allen Konditoreien und Windbeuteleien der Welt.

Der Windbeutel war übrigens wirklich gut, und auch Schmalert erwies sich mit seiner Mission als probat. Nach Dreiviertelstunden schleifte er triumphierend den Goldonkel in den Saal.

„Klare Verhältnisse und bequeme Stiefel,“ murmelte Walter Bertrand vor sich hin, als er aufathmend der Kuchenluft entrann und draußen wieder frische Luft schöpfte. Man lernt überall etwas, und jenen Ausspruch wollen wir uns mal gleich als erste Lebensregel notiren.

Zu Hause angekommen, wartete seiner eine Ueberraschung. Er fand ein Billet der Frau Majorin vor, nicht blos mit der beigefügten Auslage, sondern auch mit einer freundlichen Aufforderung, wenn er nichts vorhabe, die Abendstunden drüben zuzubringen.

Ob diese Einladung mit frohem Herzen angenommen wurde, überlasse ich dem geneigten Leser zu erwägen. —

Jetzt ist Kamilla längst Kamilla Bertrand und eine glückliche Frau geworden. Das junge Paar bewohnt das elterliche Gut in Ostpreußen und Walter hält auf „klare Verhältnisse und bequeme Stiefel“ in jeder Beziehung. Es ist das seine Devise, der er treu bleiben darf — wohl dem, der's kann! —

Seine kleine Frau hat nur eins an ihm auszusetzen, seine unüberwindliche Antipathie vor Konditoreien: und doch sollte ihn, so meint sie, ein solches Lokal an die süße Stunde ihrer ersten Bekanntschaft erinnern!

Und wenn es so wäre?

Herrn Schmalert's Leiden vom Einunddreißigsten hat sich leider als chronisch herausgestellt, so daß er sich entschloß eine Hauslehrerstelle anzunehmen und zwar ziemlich in der Nähe von Bertrands, auf einem Gut. Er macht sich aber nichts daraus, zuweilen ein paar Morgenstunden auszusetzen, hinüberzureiten zu Bertrands und die junge Frau zu entschädigen für die Antichokoladenlaune des Herrn Gemahls, indem er zum zweiten Frühstück eine Tasse mittrinkt:

„Ih, natürlich, na versteht sich!“

Verantwortlicher Redakteur: A. Beer in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.